

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 14 (1946-1947)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Juden und Deutsche : eine völkerpsychologische Parallelle  
**Autor:** Oeri, Albert  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-758513>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# JUDEN UND DEUTSCHE

*Eine völkerpsychologische Parallelie*

VON ALBERT OERI

Der nachstehende Aufsatz gibt für heutige Leser mit belanglosen kleinen Kürzungen einen Vortrag wieder, den ich am 17. März 1934, also vor mehr als zwölf Jahren, vor dem Psychologischen Club in Zürich gehalten habe. Warum diese kuriose Ausgrabung? Das mag die Lektüre zeigen. Was ich damals, in der ersten Zwischenkriegszeit und im beginnenden Blütestadium des Hitlerwesens, an deutsch-jüdischen Parallelismen glaubte nachweisen zu können, das hat im zweiten Weltkrieg und seiner Folgezeit eine furchtbare neue Aktualität bekommen. Nationale Bedrängnis und nationalistische Verstiegenheit bedingen sich gegenseitig und treiben hochbegabte Völker in eine schicksalsschwere Zukunft. Den Wunsch, mit dem der Aufsatz schließt, hege ich heute inniger als je.

Ich möchte mich zunächst mit dem *Geist des Judentums und mit seiner Beeinflussung durch nationale Bedrängnis* befassen und lade den Leser deshalb ein, mit mir einen Spaziergang zwar nicht durch die ganze jüdische Literatur, aber doch durch deren interessantesten Bezirk, das Alte Testament, machen zu wollen.

Auch bei dieser Beschränkung ist es eine recht schwere Aufgabe, den «Geist des Judentums» zu erfassen. Die Entstehungszeit der Judenbibel erstreckt sich über etwa dreizehn Jahrhunderte. Um die Mitte des 13. vorchristlichen Jahrhunderts mag das hocharchaische herrliche Debora-Lied entstanden sein; die letzte der dem Alten Testament angehängten apokryphischen Schriften, das zweite Makkabäerbuch, erst im ersten nachchristlichen Jahrhundert. In diesem langen Zeitraum hat es nicht nur *einen* «Geist des Judentums» gegeben, sondern mehrere Geister, so sicher, wie es von der Merowingerzeit bis auf unsere Tage nicht nur *einen* Geist des Franzosentums gegeben hat.

Zu dieser sachlichen Schwierigkeit kommt für mich noch eine ganz persönliche. Ich bin auf dem Gebiet der alttestamentlichen Forschung blutiger Dilettant. Ich kann nicht einmal Hebräisch, sondern bin ganz abhängig vom Bibelwerk von *Kautzsch*, namentlich was alle quellenkritischen Fragen anbelangt. Nachdem ich als Gymnasiast ein Jahr lang Hebräisch zu treiben versucht hatte, stckte ich es törichterweise auf und zog mir dadurch den Fluch meines Lehrers, des großen alttestamentlichen Gelehrten Bernhard Duhm, zu. Er prophezeite mir,

meine Faulheit werde mich noch einmal reuen. Und so ist es gekommen. Aber ich bitte Sie, zu seinem Fluch nicht auch den Ihrigen hinzuzufügen, sondern meine Arbeit als das nehmen zu wollen, was sie selbst sein will: als einen ganz anspruchslosen Versuch eines Dilettanten, das heißt eines Menschen, der sein Thema liebt, dessen Liebe aber vielleicht eine unglückliche Liebe ist.

Für solche Leser, denen der Stoff ganz fremd ist, sei weiter hinzugefügt, daß die altisraelitische Tradition von Geschichte, Gesetzgebung und Poesie seit dem 7. Jahrhundert vor Christus durch die deuteronomistische Welle überflutet worden ist. Eine religiöse und kulturelle Reformationsbewegung hat die alten Ueberlieferungen zwar nicht ganz zerstört, aber in ihrem Geiste überarbeitet. «Deuteronomistisch» ist also nicht nur das eigentliche Deuteronomium, das 5. Buch Moses, sondern eine ganze Fülle von sonstigem alttestamentlichem Schrifttum. Aber auch die deuteronomistische Invasion schloß den hebräischen Kanon nicht ab. Er wuchs und veränderte sich weiter auch in den Jahrhunderten vor und nach dem babylonischen Exil und kam erst im Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung zum Abschluß; die nur griechisch, in der Uebersetzung der Septuaginta, erhaltenen Apokryphen sogar noch etwas später.

Das ist eine schwierige Situation, aber keine verzweifelte. Man hat sich mit ihr mutatis mutandis auch bei der Homerforschung und überhaupt überall da abzufinden, wo literarisch nicht verdorbene Völker wie die Griechen und Juden mit ihrem Mythos so umspringen, wie es ihr urwüchsiges Recht ist, ihn also nach dem Denken und Fühlen der jeweiligen Gegenwart verändern und weiterspinnen. Erst wir Modernen fühlen uns nicht mehr im Besitz dieses Rechts gegenüber dem überlieferten Volksgut, sondern verkrachen uns ganz mit einem Mythos, der uns nicht auf der Höhe unserer eigenen wertgeschätzten Zeit zu sein scheint, und versuchen im Schweiße unseres Angesichts Neuschöpfungen. Diese gleichen uns, und wir gleichen ihnen, nach dem Worte: «Du gleichst dem Geist, den Du begreifst.» Die Fruchtbarkeit dieses Zankes mit dem Mythos ist aber mäßig.

Bei meinem Fahnden nach psychischen Wirkungen nationaler Bedrängnis im alten Judentum kommt es mir nun wirklich nur auf die großen Linien an, die auch Sie kennen. Sie wissen, daß die Urjuden ein Wandervolk waren, das sich im Lande Kanaan seßhaft gemacht hat, an einer der interessantesten, aber zugleich auch gefährlichsten Ecken der östlichen Mittelmeerwelt. Die Juden hatten noch jahrhundertelang nach der siegreichen Einwanderung kriegerische Auseinandersetzungen mit den alten Ein- und Umwohnern. Und dann kam die Periode, wo ihnen das zum Verhängnis wurde, was man für die damalige Zeit als «Weltpolitik» bezeichnen kann: das Ringen

zwischen den großen vorderasiatischen Sultanaten der Assyrer, Babylonier und Perser mit Aegypten, wodurch Palästina unvermeidlich in die tragische Rolle des Pufferstaates versetzt wurde. Intern kam die Spaltung in ein Nordreich, Israel, und ein Südrreich, Judäa, hinzu, die schließlich beide von der mesopotamischen Großmacht zerstört wurden. Nach der babylonischen Gefangenschaft folgten Perioden einer halb- oder viertelsautonomen Existenz des zurückgekehrten Restes der Nation. In den Makkabäerkriegen gegen die hellenistischen Diadochen in Syrien erlebte sie schließlich ein letztes Aufblitzen ihres Freiheitsdranges, bis sie endgültig dem Römerreich anheimfiel. Fürwahr, an nationaler Bedrängnis hat es diesem Volke nicht gefehlt! — Wie hat es psychisch auf diese Bedrängnis reagiert?

In der *ältern Zeit*, also in der, die man als die aktive Periode der Nation bezeichnen kann, ganz normal! Ein gewaltiges nationales Erleben wie die Eroberung Kanaans von der Steppe aus, die Philisterkriege mit ihren Siegen und Niederlagen, das Emporkommen eines gemeinsamen Königtums mußte einen gewissen Nationalismus erzeugen, wie bei jedem natürlich begabten Volk. Wie weit in der alten Zeit schon der extreme jüdische Chauvinismus und Rassismus ging, ist schwer zu sagen, weil der Zettel der echten Tradition überall mit deuteronomistischen, exilischen und nachexilischen Einschlägen durchwirkt ist. Zu betonen ist nur, daß dieser Chauvinismus, soweit er sich wirklich ausgebildet hat, immerhin nie absolut intolerant geworden ist. Man wehrte, soweit man konnte, die religiöse und kulturelle Beeinflussung durch die unterworfenen Ureinwohner ab. Aber man ging auch in der Zeit der größten Macht nicht wie andere Eroberervölker bis zur Erzwingung der Assimilation oder gar bis zur Ausmordung.

Noch in der letzten Blütezeit der staatlichen Existenz denken die führenden Geister zwar national, aber nicht hemmungslos national, nicht nationalistisch. Das bezeugen uns die relativ wohlerhaltenen Äußerungen der ersten Reihe der großen Propheten, die kritisch-philologisch so gründlich durchgearbeitet sind, daß Urtext und spätere Zusätze mit ziemlicher Sicherheit unterschieden werden können. Da war einmal *Micha*, der in der zweiten Hälfte des 8. vorchristlichen Jahrhunderts lebte; anscheinend ein Mann von bäuerlicher Herkunft. Er begann mit seinen Weissagungen, als sowohl das Nordreich wie das Südrreich noch existierten, und prophezeite beiden den Untergang. Sein Defaitismus ging aus der Entrüstung über die herrschenden sozialen Mißbräuche hervor, die Schinderei der Armen durch die Reichen. Modern würde man sagen, er sei ein sozialer Aufwiegler in einer Periode äußerer Landesgefahr gewesen, also ein «Dolchstößler».

Ein Prophet vom gleichen Typus war *Amos*, ein Schafzüchter aus der Steppe am Toten Meer. Auch er lebte noch in den sogenannten

«glänzenden Zeiten<sup>1</sup>» und drohte seinen Landsleuten: «Hört diesen Spruch, den ich als Leichenklage anhebe über euch, ihr Israeliten! Gefallen ist, nicht steht wieder auf die Jungfrau Israel! Niedergeworfen ist sie auf ihr Land, keiner richtet sie auf! Die Stadt, die zu tausend ausrückt, behält hundert übrig, und die, die zu hundert ausrückt, behält zehn übrig» (Amos 5, 1—3). Dieser Defaitist provozierte dann schließlich die Zensur (7, 9 ff.). Der Oberpriester von Bethel ließ dem König Jerobeam II. melden: «Amos meutert wider dich mitten im Reich Israel; denn das Land kann seine Reden durchaus nicht ertragen.» Er gab Amos den freundlichen Rat, seine subversive Tätigkeit im Nordreich einzustellen und dafür bei den Nachbarn im Südrreich auszuüben: «Seher, auf! Flüchte dich in das Land Juda! Erwirb dir *dort* dein Brot und tritt *dort* als Prophet auf! Aber in Bethel darfst du fortan nicht mehr als Prophet auftreten; denn dies ist ein königliches Heiligtum und ein Hoftempel.» Auch Amos war ein scharfer Sozialkritiker. Es ist zum Beispiel eine Diatribe gegen die Kornwucherer von ihm erhalten, aus der meines Erachtens deutlich hervorgeht, daß damals das Volk auch durch Inflationskünste geplagt wurde (Amos 8, 4—6). Dem National- und Rasseinstinkt wagte Amos ins Gesicht zu schlagen durch den Zuruf Gottes: «Seid ihr mir nicht wie die Kuschiten, ihr Israeliten!» (Amos 9, 7). Er hielt also seinem Volke vor, es sei vor Gott nicht mehr wert als ein dunkelhäutiger Stamm in Arabien.

Dann *Hosea*, der merkwürdige Prophet, der sein individuelles Unglück zum Symbol des nationalen macht. Seine Gattin ist ihm untreu; ihre drei Kinder nennt er Hurenkinder. Aber er liebt sie, wie er auch sein Volk liebt, dem sein Gott ihn drohen läßt: «Ich bin wie ein Löwe gegen Ephraim und wie ein Jungleu gegen das Reich Juda: ich selbst entreiße und gehe davon, schlepppe weg, niemand rettet» (Hosea 5, 14). Waren Micha, Amos und Hosea Leute aus dem einfachen Volke, so haben wir es bei *Jesaja* und *Jeremia* mit Männern aus der politisch interessierten und orientierten Oberschicht zu tun.

Jesaias Tätigkeit fällt in die späte Blütezeit von Juda, als das Nordreich bereits verfiel. Notabene: ich spreche an dieser Stelle vom eigentlichen Jesaja, nicht vom Deutero-Jesaja, wie man den Verfasser des zweiten Hauptteils des Jesaiabuches nennt. Die zeitgenössischen Könige von Juda jonglierten zwischen assyrischer und antiassyrischer Politik. Jesaja erblickte im einen wie im andern System eine Geringschätzigkeit Gottes (Kautzsch I, 587). Im zweiten Königsbuch ist uns ein Bericht darüber erhalten, wie Jesaja beim König Hiskia, bei dem er offenbar ein- und ausgehen konnte, intervenierte,

<sup>1</sup> Wellhausen, Abriß der Geschichte Israels und Judas, S. 47.

als dieser einen babylonischen Gesandten, der ihm zur Erholung von einer Krankheit gratulierte, freundlich empfangen und ihm seine Schätze gezeigt hatte. Gottes Drohung an Hiskia lautet im Munde Jesaias: «Nichts wird übrig bleiben. Und von deinen Söhnen wird man einige nehmen, daß sie als Kämmerer im Palast des Königs von Babel Dienst tun» (2. Kön. 20, 16 ff.). Der total eingeschüchterte König antwortete: «Das Wort Jahves, das du verkündigt hast, ist gut.» Vom 13. bis zum 21. Kapitel findet sich im Buche des Jesaia eine ganze Serie von Völkerverfluchungen. Alles, was innerhalb des politischen Horizonts des Propheten liegt, wird nach dem Schema «Gott strafe England!» bedroht. Aber man beachte wohl: das eigene Land und Volk ist dabei! Auch Jesaia war also Defaitist.

Ich muß nun einschalten: bei den Propheten, die ich bisher genannt habe, finden sich beträchtliche Stellen, die dem Hörer und Leser der Unglücksprophezeiungen Trost spenden durch den Ausblick auf eine schönere Zukunft in einem idealen Gottesreich. Muß man also die Behauptung, diese geistigen Führer des Volkes seien Defaitisten gewesen, zurücknehmen oder doch einschränken? Ich glaube, das muß man nicht, wenn man sich auf die Ergebnisse der alttestamentlichen Kritik verläßt, die diese Troststellen als spätere Zusätze von fremder Hand betrachtet. Ich wiederhole: ich habe hier kein eigenes philologisches Urteil, sondern muß auf das Bibelwerk von *Kautzsch* (II, 57) abstellen. Aber zu meiner These, daß das aufrechtstehende gottesfürchtige Judentum in der vorexilischen Zeit nicht blind nationalistisch war, passen die Ergebnisse dieser Textkritiker, die ja von ganz andern Gesichtspunkten aus urteilen und keinen Grund hätten, Propheten als Defaitisten erscheinen zu lassen, die es nicht waren. Erwähnenswert ist übrigens, daß einer der Spätjuden, die die alten Propheten als national nicht erbaulich genug betrachteten und deshalb durch Zusätze ergänzten, nicht einmal genug Phantasie hatte, um zu variieren, sondern die gleiche Partie, die die ganze Welt als künftiges Friedensreich mit dem Zentrum Jerusalem darstellt, sowohl im 4. Kapitel des Micha als im 2. des Jesaia unterbrachte.

Nun komme ich zu zwei Propheten, bei denen die vom defaitistischen Pessimismus des einen Teils ihres Schrifttums abstechenden nationalen Erbauungsworte nicht etwa Zusätze von späterer Hand, sondern durchaus echt sind. Das waren Jeremia und Ezechiel, Männer, die in eigener Person den Wandel von guten oder doch leidlichen zu ganz bösen Zeiten miterlebten, miterlitten. Das nationale Unglück hat das Nationalgefühl dieser großen Seelen nicht gebeugt, sondern erhöht.

*Jeremia* debütierte unter König Josia, der die große deuteronomistische Reform durchgeführt hatte. Ich zitiere *Wellhausen* (S. 72): «Noch dreizehn Jahre überlebte Josia sein großes Werk. Es war eine

glückliche Zeit äußern und innern Wohlbehagens. Man hatte den Bund, und man glaubte ihn zu halten. Erreicht schienen die Bedingungen, von denen die Propheten das Fortbestehen der Theokratie abhängig gemacht hatten; waren ihre Drohungen an Israel in Erfüllung gegangen, so war nun Juda Erbe ihrer Verheißenungen. Schon im Deuteronomium wird die ‚Erweiterung der Grenzen‘ in Aussicht genommen, und Josia legte Hand an, um zu diesem Ziele zu gelangen. Religion und Patriotismus schienen nun endlich mit Recht Hand in Hand gehen zu dürfen. Nur Jeremia ließ sich von der allgemeinen Stimmung nicht anstecken. An der Einführung des Deuteronomiums hatte er mitgewirkt, zeitlebens eiferte er gegen die illegitimen Altäre in den Städten Judas und gegen die Anbetung der heiligen Bäume und Steine. Aber mit den Wirkungen der Reformation war er keineswegs zufrieden; nichts schien ihm gefährlicher als das Vertrauen, welches sie erzeugt hatte, auf den Besitz des Gesetzes Jahves und seines einzigen wahren Tempels. Dies Vertrauen, sagte er, sei Illusion, die innere Sachlage habe sich nicht verändert. Juda sei um kein Haar besser als Israel. Die erfolgte Bekehrung sei nur äußerliches Scheinwerk geblieben, ein Säen unter die Dornen, kein tiefes Umpflügen des verrotteten Ackers.»

Jeremia war also, wie man sich durch die Lektüre seiner Kapitel 2 bis 6 überzeugen kann, in den letzten *guten* Jahren Judas ein Unglückprophet. Als dann die katastrophalen Jahre um den Beginn des 6. vorchristlichen Jahrhunderts kamen und das Südreich zwischen dem ägyptischen und dem babylonischen Mühlstein zerrieben wurde, war er auch ein sehr aktiver Politiker, und zwar Neutralitätspolitiker zwischen zwei Parteien, die mit wechselndem Erfolg ihr kleines Land mit der einen oder der anderen Großmacht befreundeten oder verfeindeten. Wahrhaft dramatisch wurde sein Schicksal während der babylonischen Belagerung, die im Jahre 587 v. Chr. schließlich zur Erstürmung Jerusalems, zur Zerstörung des Tempels und zur Verschleppung der Juden nach Babylon führte. In der belagerten Hauptstadt herrschte politischer und typischerweise zugleich sozialer Terror. Man fing die armen Volksgenossen, die in Schuldnechtschaft geraten, aber unter dem Einfluß der deuteronomistischen Reform freigelassen worden waren, ein und machte sie wieder zu Sklaven und zu Sklavinnen. Das freie Wort, auch das Prophetenwort, war unterdrückt. Jeremia, der es sich nicht rauben lassen wollte, wurde gemäßregelt. König Jojakim übte höchstpersönlich die Zensur aus. Er saß an einem Dezembertag in seiner Winterwohnung, ließ sich ein Stück der Niederschrift von Jeremias Prophezeiungen nach dem andern vorlesen, schnitt es dann mit seinem Federmesser ab und ließ es in dem vor ihm stehenden Kohlenbecken in Flammen aufgehen, bis die ganze Schrift-

rolle verbrannt war. Unter König Zedekia aber ging es Jeremia noch schlimmer. Er wurde von seinen Gegnern, nachdem der König seine Machtlosigkeit, ihn zu schützen, ausdrücklich bekannt hatte, in eine Zisterne geworfen. Wasser war keines mehr darin, aber tiefer Schlamm. Ehe der Prophet in diesem erstickte, rettete ihm die freundliche Fürsprache eines schwarzen Eunuchen bei Zedekia das Leben. Nachher fand eine vertrauliche Unterhaltung zwischen König und Prophet statt, in der dieser seine Untergangsweissagungen freimütig wiederholte. Aber an die Oeffentlichkeit durfte dieses Beharren nicht mehr dringen. Die beiden machten miteinander ab, Jeremia solle den obersten Beamten nur sagen, er habe den König demütig um bessere Behandlung gebeten. So geschah es. Jeremia blieb bis zum Fall Jerusalem in erträglicher Haft und wurde auch von den Siegern glimpflich behandelt, während König Zedekia die Abschlachtung seiner Söhne mitansehen mußte, darauf geblendet, in Ketten geschlagen und nach Babel verschleppt wurde. Der Prophet, der solches Schicksal von Volk und Staat erlebte, ist nun der wirkliche Verfasser der wundervollen nationalen Trostsprüche in den Kapiteln 30 und 31 des Jermiabuchs. Gerade das nationale Unglück hat ihn hoch über seinen Defaitismus erhoben.

Der Priester und Prophet *Ezechiel* war schon unter den Opfern einer ersten partiellen Judenverschleppung nach Babylon, zehn Jahre vor der Katastrophe Jerusalems. Er hat diese vom Exil aus prophezeit, war also anfänglich auch Defaitist und erlebte an sich die gleiche Wandlung zu einer nationalen Hochstimmung im Unglücke wie Jermia. Vielleicht würde man bei ihm aber besser nicht «national» sagen, sondern nationalistisch, ja chauvinistisch. Seine grandiose Heilsphilosophie beschränkt sich auf das eigene Volk, die Heiden werden nicht in dessen neues Gottesreich aufgenommen, sondern sind nur Objekt des göttlichen Zorns. Israel und Juda werden wieder unter einem einzigen nationalen König, einem neuen David, vereinigt. Die Heiden müssen die Macht Jahves erkennen, aber nicht durch die Erstreckung von Gottes Gnade auf sie, sondern durch ihre Bestrafung. Die Kapitel 38 und 39 Ezechiels, die von der Vernichtung der Heidenvölker um Israel herum handeln, erinnern an das Ideal, das man etwa Louis XIV. zuschreibt: rings um Frankreichs Landesgrenzen herum eine volkleere Zone, damit die Landesfeinde dem eigenen Staat nicht zu nahe auf den Leib rücken können.

Im Jahre 538 gestattete ein Edikt des Perserkönigs Cyrus den verschleppten Juden die Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft in die alte Heimat und die Gründung eines Gemeinwesens mit bescheidener Autonomie. Ein Teil, aber wirklich nur ein Teil, der nationalen Hoffnungen wurde dadurch erfüllt. Zur Macht und Frei-

heit der Zeiten Davids und Salomos kehrte das Volk Israel nie mehr zurück. Seine Existenz war und blieb bedrängt. Sehen wir, wie sich die israelitische Psyche in den nachexilischen Jahrhunderten mit dieser Dauerbedrängnis abgefunden hat.

Ein Stück seelische Reaktion gegen das nationale Elend ist das *nachexilische Schriftum* des Alten Testaments und die nachexilische Ergänzung und Bearbeitung vorexilischen Schriftgutes, auf die ich bereits hingewiesen habe. Für mich ist, wenn ich das nebenbei erwähnen darf, ein besonders interessantes Problem der Komplex der *Geschichten von Joseph und von Moses in Aegypten*. Allerdings leider auch ein besonders schwieriges! Ist ein solches Dokument wildesten Nationalhasses wie die Erzählung von den ägyptischen Plagen, insbesondere von der Tötung aller ägyptischen Erstgeborenen, wirklich schon vorexilisch? Oder ist es dem verbitterten Spätjudentum zuzuschreiben? Von gewissen Bestandteilen der Josephs- und Mosesgeschichten bin ich fest überzeugt, daß sie erst zu einer Zeit entstanden sein könnten, wo die Juden schon ein international verbreitetes Händlervolk waren. Ich erinnere an den Kornwucher, den Joseph im Dienste Pharaos treibt. Er ist international, setzt eine imponierende Kenntnis des Getreidegeschäfts in der vorderasiatisch-afrikanischen Weltecke voraus. Auch aus Kanaan müssen ja die hungernden Brüder Josephs, der die ganze Konjunktur in seinen Träumen vorausgesehen hat, nach Aegypten kommen, um Korn zu kaufen. Sie bekommen es. Man lese aber im 47. Kapitel des 1. Buchs Mose, wie es dem hungrigen Aegypten geht (1. Mos. 47, 12—27):

«Und Joseph versorgte seinen Vater und seine Brüder und seines Vaters ganzes Haus mit Brot, nach der Zahl ihrer Kinder. Es gab aber im ganzen Lande kein Brot; denn die Hungersnot war sehr groß, und Aegypten wie Kanaan war erschöpft infolge der Hungersnot. Schließlich brachte Joseph alles *Geld* zusammen, das es im Lande Aegypten und im Land Kanaan gab, für das Getreide, das sie kaufen mußten, und Joseph lieferte das Geld in den Palast des Pharao. Als aber das Geld aus dem Land Aegypten und aus dem Lande Kanaan ganz verschwunden war, kamen alle Aegypter zu Joseph und sagten: „Gib uns Brot! oder sollen wir vor deinen Augen (Hungers) sterben? Denn (das) Geld ist zu Ende!“ Joseph antwortete: „Gebt eure *Herden* her, so will ich euch (Brot) für eure Herden geben, wenn (das) Geld zu Ende ist. Da brachten sie ihre Herden zu Joseph, und Joseph gab ihnen Brot für die Rosse, die Schaf- und Rinderherden und für die Esel und versorgte sie um den Preis aller ihrer Herden im selbigen Jahre mit Brot. So ging jenes Jahr herum; im folgenden Jahre aber kamen sie wieder zu ihm und sprachen: „Wir müssen unserm Herrn ohne Rückhalt gestehen, das Geld ist zu Ende, und der Besitz an Vieh ist an unsren

Herrn übergegangen. Wir können unserm Herrn nichts mehr anbieten als *unsern Leib und unsere Aecker*. Sollen wir etwa vor deinen Augen zugrunde gehen, wir und unsere Aecker? Kaufe uns und unsere Aecker um Brot, so wollen wir samt unsern Aeckern dem Pharao leibeigen werden. Aber gib Saatkorn her, damit wir am Leben bleiben und nicht sterben und die Aecker nicht zur Wüste werden!‘ Da kaufte Joseph alle Aecker der Aegypter für den Pharao; denn die Aegypter verkauften Mann für Mann ihr Feld, weil die Hungersnot auf ihnen lastete; so kam das Land in den Besitz des Pharao. Und was die Einwohner betrifft, so (machte er sie zu Leibeigenen) von einem Ende des Gebiets Aegyptens bis zum andern. Nur die Aecker der Priester kaufte er nicht an; denn die Priester bezogen ein festes Einkommen vom Pharao und lebten von dem festen Einkommen, welches ihnen der Pharao gewährte; infolgedessen brauchten sie ihre Aecker nicht zu verkaufen. Da sprach Joseph zu dem Volk: „So habe ich euch also jetzt samt euren Aeckern für den Pharao gekauft. Da habt ihr Saatkorn, damit ihr die Aecker besäen könnt. Aber von den Ernten müßt ihr ein Fünftel an den Pharao abliefern; die andern vier Teile sollen euer verbleiben zum Besäen der Felder, sowie zu eurem Unterhalt und dem eurer Hausgenossen und zur Ernährung eurer kleinen Kinder.“ Da riefen sie: „Du hast uns das Leben gerettet! Möchten wir nur Gnade finden vor unserm Herrn, so wollen wir dem Pharao *leibeigen* sein!“ So setzte Joseph bis zum heutigen Tag für das Ackerland von Aegypten zugunsten des Pharao (die Auflage des) Fünften fest; nur die Aecker der Priester fielen dem Pharao nicht zu. Israel aber blieb im Lande Aegypten, im Lande Gosen wohnen, und sie setzten sich darin fest und waren fruchtbar und mehrten sich sehr.»

Das ist ein Klima, wo bereits Ursachen und Wirkungen des antiken Antisemitismus ineinander spielen. — Ein anderer, ähnlicher Zug! Unmittelbar vor dem Bericht darüber, wie Gott durch die Vernichtung der Erstgeborenen den Widerstandswillen der Aegypter bricht, lesen wir im 11. Kapitel des 2. Buchs Mose (Vers 1 ff.): «Hierauf sprach Jahve zu Mose: „Noch eine einzige Plage will ich über den Pharao und Aegypten kommen lassen, hernach wird er euch von hier abziehen lassen . . . , ja, er wird euch sogar gewaltsam von hier wegtrieben. Rede dem Volke zu, daß sie, Männer und Weiber, von ihren Bekannten silberne und goldene Schmucksachen entlehnen sollen.“ Jahve aber stimmte die Aegypter dem Volke günstig; dazu galt der Mann Mose sehr viel in Aegypten bei den Leuten des Pharao und bei dem Volk.» Und dann weiter im 12. Kapitel, wie das Volk Israel die Erlaubnis zum Auszug aus Aegypten erhalten hat, ja dazu gedrängt wird (2. Mos. 12; 33—36): «Die Aegypter aber drängten das Volk, um sie zu schleunigem Abzug aus dem Lande zu bringen; denn sie

dachten: wir sind sonst alle des Todes! Da nahm das Volk seinen Brotteig, ehe er noch durchsäuert war — ihre Backschüsseln, die sie in ihre Mäntel gewickelt auf ihrer Schulter trugen. Die Israeliten aber hatten nach der Weisung Moses getan und sich von den Aegyptern silberne und goldene Schmucksachen und Kleider erbeten. Jahve aber hatte die Aegypter dem Volke günstig gestimmt, so daß sie ihren Bitten willfahrten; so beraubten sie die Aegypter.» Auch die hier waltende Vorstellung, daß dem feindlichen Ausland, auch dessen gutgläubigen privaten Angehörigen gegenüber der schlimmste Betrug, wie die Entwendung der geliehenen Schmucksachen, erlaubt sei, ist nicht altjüdisch. Sie widerspricht besseren Traditionen des Verhaltens gegenüber dem Fremdling, die an anderen Stellen des Alten Testaments erhalten sind. Aber sie ist ein ganz typisches Produkt einer durch nationales Unglück moralisch beeinträchtigten Volksseele.

Wenn ich den ganzen Komplex «Israel in Aegypten» überblicke — er ist übrigens literarisch eine ganz glänzende Leistung —, so erinnert er mich an die Blütezeit der Novelle im Kulturkreis des östlichen Mittelmeeres im 5. vorchristlichen Jahrhundert, von der uns prächtige Stücke namentlich beim Griechen Herodot erhalten sind. Man lese auch einzelne Züge, wie die Rührung Josephs beim Anblick seines geliebten Bruders Benjamin (1. Mos. 43, 30): «Dann aber brach Joseph schnell ab; denn sein Herz brannte ihm nach seinem Bruder, und er konnte das Weinen nicht mehr zurückhalten. Daher ging er hinein in das innere Gemach und weinte sich dort aus. Dann wusch er sich das Gesicht und kam wieder heraus, tat sich Gewalt an und befahl: „Tragt Essen auf!“» — Das hat ein hochbegabter *spätjüdischer* Romancier so empfunden und so geschrieben.

Wenden wir uns nun einstweilen vom Schrifttum ab und den Volks-sitten zu. Nachdem die souveräne Staatsmacht in der Hauptsache verlorengegangen und das verbleibende spärliche Surrogat in die Hände einer Theokratie übergegangen war, trat eine unter diesen Umständen ganz natürliche Ueberbetonung der *kulturellen* Charakteristika des Judentums ein. Die Beschneidung zum Beispiel, die als sicherstes Wahrzeichen der Zugehörigkeit zum jüdischen Volke gilt, ist dies in relativ später Zeit geworden. Erst der exilische oder nachexilische Priesterkodex schreibt ihre Einführung Abraham zu (1. Mos. 17, 10). An einer sehr urtümlichen Stelle des 2. Buchs Mose (4, 24 ff.) ist vorausgesetzt, daß Moses selbst unbeschnitten war: bei einer Nachtragst stößt Jahve auf ihn und will ihn töten. Da rettet ihn seine Gattin Zippora. Sie nimmt einen scharfen Stein, schneidet damit die Vorhaut ihres Sohnes ab und berührt Moses damit, und Jahve läßt, bewogen durch diesen Beschneidungsersatz am Sohne, die Tötungsabsicht gegen Moses fahren. An einer Stelle des Buches Josua (5, 2 ff.) wird die

Einführung der Beschneidung Josua zugeschrieben. Es machte anscheinend den Priestern der Spätzeit große Sorge, daß die Sitte, auf deren Einhaltung sie streng hielten, in den alten Schriften nicht genügend belegt war.

Auch die rigorose *Sabbatheiligung*, ein anderes Charakteristikum, mit dem die Spätjuden ihre politisch nicht mehr haltbare Unabhängigkeit kulturell desto stärker unterstrichen, wurde in Urzeiten zurückprojiziert. Einem der Schriftgelehrten, der sich damit Mühe gab, ist aber etwas Dummes passiert. Im 4. Buch Mose (15, 32 ff.) lesen wir von einem Manne, den die Israeliten auf ihrem Zug durch die Wüste am Sabbattage beim Holzlesen erwischten. Moses hieß ihn steinigen. Der Erfinder dieser erbaulichen Geschichte hat nicht gemerkt, wie er sich dadurch verrät, daß er den Unglücksmenschen ausgerechnet in der Wüste Holz suchen läßt. Aber der Einhämmerung des Sabbatgebotes in die Köpfe spätjüdischer Leser diente das Exempel gleichwohl.

Man weiß auch, wie sehr das Spätjudentum in der Antike und das orthodoxe Judentum noch heute die *Verunreinigung durch den Umgang mit Nichtjuden* und namentlich durch das gemeinsame *Speisen* mit solchen fürchtet. Als Daniel an den babylonischen Hof kommt, läßt er sich zum Beispiel vom Oberkammerherrn ausdrücklich garantieren, daß er «sich nicht durch den Genuß der königlichen Speise und des Weins, von dem der König trank, zu verunreinigen» brauche (Dan. 1, 8). Aber vom *alten* Propheten Elias wird im 1. Buch der Könige (17. 8 ff.) ganz unbefangen erzählt, daß er sich von einer sidonischen Witwe zu Sarepta, also von einer Heidin, zur Zeit der großen Dürre in gemeinsamem Haushalt habe ernähren lassen. Diese Geschichte war irgendeinem spätjüdischen Schriftgelehrten ein Dorn im Auge. Er dichtete sie deshalb um und machte aus Elias Elisa und aus der Heidin von Sarepta eine Jüdin, die Witwe eines ganz besonders frommen Prophetenjüngers. Die Umdichtung wurde im *zweiten* Buch der Könige untergebracht, dabei aber durch ein düsteres Versehen versäumt, das Original im *ersten* Königsbuch zu tilgen. So blieb sowohl das Original als die verbesserte und im streng jüdischen Sinn erbaulichere Variante im Kanon stehen. Jesus, der das gerade Gegen teil eines spätjüdischen Fanatikers war, hat sich an das Original gehalten und es in seiner Predigt in der Synagoge von Nazareth, von der der Evangelist Lukas (4, 26 ff.) erzählt, verwendet. Die Juden, die ihm zuhörten, «wunderten sich der holdseligen Worte, die aus seinem Munde gingen». Aber ihr Wohlgefallen währte nicht lange. Jesus erinnerte sie im weiteren Verlauf der Predigt daran, daß es zur Zeit des Elias viele Witwen in Israel gegeben habe, daß aber Gott zu keiner von diesen den Propheten geschickt habe, sondern zu einer heidnischen Sidonierin in Sarepta. Darauf «wurden sie voll Zorns

alle, da sie das höreten, und standen auf, stießen ihn zur Stadt hinaus und fürethen ihn auf einen Hügel des Berges, darauf ihre Stadt gebauet war, daß sie ihn hinabstürzten». Jesus war also näher mit der *altjüdischen Frömmigkeit* verwandt, von der die Geschichte im *ersten Königsbuch* stammt, als mit dem nationalistischen Zelotentum der *Spätjuden*, das die Variante im *zweiten Königsbuch* erfunden hat.

Ich komme zu einem weitern, sehr typischen Kennzeichen des Spätjudentums, zu seinem fanatischen «Rassismus», der sich in der strengsten *Verpönung von Ehen mit rassenfremden Weibern* äußerte. Das alte Judentum nahm noch keinen Anstoß daran, daß Joseph (1. Mos. 41, 45) die Tochter des ägyptischen Priesters von Heliopolis heiratet, und daß dadurch eine volksfremde Heidin zur Ahnfrau der beiden israelitischen Stämme Ephraim und Manasse wird. Es nahm auch keinen Anstoß daran, daß Moses eine «Mohrin» heiratet (4. Mos. 12). Seine Schwester Mirjam mokiert sich zwar über die schwarze Schwägerin, aber da macht der liebe Gott einen Scherz und läßt die Spötterin aussätzige werden, so daß sie plötzlich weiß «wie Schnee» aussieht, ebenso weiß, wie ihr Opfer schwarz; nach sieben Tagen hat er dann ein Einsehen und macht Mirjam wieder gesellschaftsfähig. Einem spätjüdischem Interpolator paßte diese exemplarische Bestrafung einer Rassefanatikerin nicht, und er wurstete in die hübsche, einfache Geschichte etwas von einer religiösen Auflehnung der Geschwister des Moses hinein.

Den lehrreichsten Beleg für die Einstellung des Spätjudentums gegen Rassenfremde aber liefern die nachexilischen Bücher Esra (Kap. 9 und 10) und Nehemia (13). Da denunzieren die Obersten des Volkes bei Esra die Israeliten, die rassenschänderische Ehen geschlossen haben: «Der heilige Same hat sich vermischt mit den Völkern des Landes; die Ratsherren aber sind bei dieser Freveltat mit schlechtem Beispiel vorangegangen» (Esra 9, 2). Es wird nun Rat gehalten und beschlossen, die fremden Weiber mitsamt deren Kindern mitleidlos fortzujagen. Nur zwei treue Ehemänner haben sich widersetzt. Der ganze lange Katalog derer, die sich dem unmenschlichen Gebot fügten, ist bei Esra erhalten. Eine ähnliche Darstellung findet sich bei Nehemia, wo interessanterweise auch das Argument der Sprachverderbnis gegen die Mischehen geltend gemacht wird. Die gerügten Juden scheinen sich in diesem Falle nicht sofort gefügt zu haben. Aber Nehemia half nach: «Da erhob ich Klage gegen sie und verfluchte sie; einige von ihnen schlug ich und zauste sie bei den Haaren» (Nehemia 13, 23 ff.). Einen Priester, der eine Stammfremde geheiratet hatte, jagte er aus dem Amte, obwohl er Sohn des Hohenpriesters war (Neh. 13, 28 ff.). Schließlich erstreckte man die Verfolgung auch auf die Vorfahren: «da schieden sie alle Leute gemischten Blutes aus Israel aus» (Neh. 13, 3).

Muß nicht ein heutiger Deutscher, der die Gesetze und Gerichtsurteile gegen Gemischtrassige liest, sich sagen: «Das ist ja ein Judenspiegel!»? Und muß sich nicht ein moderner deutscher Jude, der in den Büchern Esra und Nehemia des Alten Testaments blättert, eingestehen: «Das ist ja ein Schwabenspiegel!»? Als Kuriosum sei nebenbei daran erinnert, daß der gleiche Führer Nehemia, der die jüdische Rassereinheit wiederherstellt, auch mit dem Verbot der *Wiederbefestigung Jerusalems* fertig wird. Fast hätte ich gesagt: «mit den Versailler Demilitarisierungsservituten». Er braucht sich zu diesem Zweck nicht an internationale Konferenzen zu bemühen, sondern er gibt dem König Artaxerxes, der sehr gemütlich mit einer Odaliske dasitzt, Wein zu trinken und entlockt ihm dann die Erlaubnis zur Wiederbefestigung der heiligen Stadt (Neh. 2).

Da ich die zwei Anständigen erwähnt habe, die sich weigerten, sich von ihren fremdrassigen Weibern und Kindern zu trennen, will ich nicht vergessen, beizufügen, daß diese Ausnahmegesinnung im Alten Testament auch einen *literarischen* Niederschlag hinterlassen hat. Das ist das *Büchlein Ruth*, das uns von der treuen Moabitin erzählt, die ihre arme jüdische Schwiegermutter in der Not nicht verlassen will. Goethe hat diese Dichtung (in den Noten zum Westöstlichen Diwan) als das «lieblichste kleine Ganze, das uns episch und idyllisch überliefert worden ist», bezeichnet. Aber der Gesinnungswert steht mir noch über dem dichterischen. Ich glaube, die Einleitung zum Buch Ruth bei Kautzsch (II, 408) hat recht, wenn sie sagt: «Die Absicht des Verfassers ist schwerlich darin erschöpft, daß er zeigen will, das Glück eines Hauses müsse auf Gottesfurcht, Fleiß und Treue gebaut sein, um dauernden Bestand zu haben, sondern er scheint einen Protest gegen den Rigorismus, mit dem Esra und Nehemia die Entlassung aller ausländischen Weiber erzwangen, beabsichtigt zu haben.» Es gab also eine Opposition gegen die spätjüdischen Rassewüteriche und Rassepfaffen. Das ist weiter kein Wunder. Aber ein reines Wunder ist, daß es dieser Opposition gelang, ihren Protest in den Kanon zu schmuggeln.

Ein ganz selbstverständlicher Vorgang in der schwer bedrückten Volksseele der jüdischen Spätzeit ist auch, daß sie sich mächtig *nach einem großen Volksführer sehnt*. In seiner Glanzzeit war Israel monarchisch regiert worden. Die einfache Ueberlegung des Volkes war daher: unter den Königen ging es uns gut, nachher schlecht, der Verlust des Königtums ist die Ursache der nationalen Misère; post hoc, ergo propter hoc. Die daraus entstehende Führersehnsucht macht sich in der exilischen und nachexilischen Periode auf alle mögliche Weise geltend, vom ganz konkreten politischen Postulat bis zur messianischen Sublimierung.

Ein gewichtiges Problem, das ich aber leider durchaus nicht beherrsche, wäre schon die Frage, ob und wie weit der Gesamtypus Moses, so wie er uns aus der endgültigen Fassung der alttestamentlichen Schriften entgegentritt, ein *a posteriori* konstruiertes Produkt *späterer* Führersehnsucht der Israeliten ist. Man könnte auch das Problem Aaron beifügen und sich fragen, ob dieser priesterliche Bruder des großen Volkshelden nicht das Bedürfnis der deuteronomistischen und nachexilischen Hierarchie reflektiert, eine historische Begründung ihrer Herrschaft nachzuweisen. Aber ich glaube, bei diesem ganzen Fragenkomplex ist höchste Vorsicht am Platz. Der Auszug aus Aegypten und der Zug durch die Wüste sind Ereignisse, deren Realität, soweit ich es beurteilen kann, nicht mit zulänglichen Gründen angefochten werden kann. Solche Völkerschübe großen Stils sind aber ohne höchst individuelle Führung gar nicht denkbar. Das Fehlen der Mosesgestalt würde also eine klaffende Lücke in der Ueberlieferung bedeuten. Nun besteht diese Lücke tatsächlich nicht. Warum soll man also leugnen, daß die Person, die sie ausfüllt, durchaus historisch sei? Ihr Bildnis mag später ergänzt und ausgeschmückt worden sein. Aber eine Fälschung ist es nicht.

Halten wir uns, um Belege der spätjüdischen Führersehnsucht zu finden, lieber an das unzweifelhaft zeitgenössische Schrifttum. Bei den späten Propheten finden wir sie in Hülle und Fülle. Ezechiel (34, 23 f.) prophezeit den Israeliten, die er als Schafherde darstellt: «Ich (Jahve) werde einen einzigen Hirten über sie bestellen, der wird sie weiden, meinen Knecht David, der soll ihr Hirte sein. Und ich, Jahve, will ihr Gott sein, und mein Knecht David wird Fürst in ihrer Mitte sein.» Wohlgemerkt: Ezechiel sagt ausdrücklich «einen *einzigen* Hirten». Er hofft also, daß das neue Führertum die leidige nationale Spaltung von ehedem in ein Nord- und ein Südtreich überwinden werde. Und an einer andern Stelle sagt er noch deutlicher (37, 22): «Ich will sie zu *einem* Volke machen in dem Lande auf den Bergen Israels, und *ein* König soll über sie alle König sein, und sie sollen nicht mehr zwei Völker sein und sollen nicht länger in zwei Königreiche zerteilt sein.» Der Führer im Sinne Ezechiels sollte also mit dem aufräumen, was man «die jüdische Mainlinie» nennen kann.

Hoffte Ezechiel auf einen David redivivus, so prophezeite eine Stelle bei Maleachi (spätere Zutat, am Ende) einen Elias redivivus. Die Propheten Sacharja und Haggai dagegen warteten nicht auf die mystische Wiederkunft eines Volkshelden der Vorzeit, sondern hielten sich an einen lebenden Zeitgenossen, den Davididen Serubabel, einen der Führer der 42 000 Juden, die Cyrus aus Babylon in die alte Heimat zurückkehren ließ. Ein besonderes Rätsel gibt uns der gleichzeitig lebende Deutero-Jesaia auf, der in einer ganzen Reihe von Kapiteln

(42, 49, 50, 52) das Walten eines Volksführers prophezeit, den er den «Gottesknecht» nennt. Vor diesem werden sich auch die Heiden beugen und bekehren. Darüber, wer mit dem Gottesknecht gemeint sei, gibt es zahlreiche gelehrte Vermutungen. Ich bezeichne, ohne die Richtigkeit beurteilen zu können, als sehr bemerkenswert diejenige von Wellhausen (S. 80 f.), der im Gottesknecht den Perserkönig Cyrus selbst erblickt. Danach hätte also ein Zeitgenosse des Esra und des Nehemia, die die Mischehen zerstörten und die Mischlinge ächteten, gewagt, in einem persischen Sultan den Erfüller der messianischen Weissagungen zu erblicken. Das klingt absurd. Aber man denke an die Parallele, daß in dem Lande, das Friedrichs des Großen und Bismarcks preußische Impulse erfüllen will, in dem Volke, wo heute als Rassenideal der helläugige und blonde nordische Mensch gilt, als *Führer* ein *Oesterreicher* mit *dunklen* Augen und *dunklen* Haaren triumphiert hat. Die Wirklichkeit läßt sich von politischen und rassistischen Ideologien nicht schulmeistern.

Wer auch mit dem Gottesknecht des Deutero-Jesaia mag gemeint gewesen sein, die hochgespannten Hoffnungen, die das Spätjudentum an sein oder an anderer idealer Führergestalten Erscheinen knüpfte, sind höchst spärlich oder gar nicht in Erfüllung gegangen. Je finsterer aber die nationale Nacht wurde, desto sonniger leuchteten die Traumgefilde, in die das spätjüdische Volk von seinen Propheten und andern geistlichen Führern geleitet wurde. Man kann sich auch ausdrücken: nationale Bedrängnis und nationalistischer Hochmut steigerten sich in direkter Proportion. Man lese die *Wunschträume*, die uns im Buch Daniel erhalten sind, das aus der Verfolgungszeit im zweiten vorchristlichen Jahrhundert stammt: den Traum vom Koloß mit den tönernen Füßen (Dan. 2), den Traum vom Baum, der zum Himmel reicht (Dan. 4), den Traum von den vier Wundertieren (Dan. 7). Ueberall tiefste Demütigung der herrschenden Völker und ihrer Despoten, Erhöhung Israels. Ein einziger gewaltiger und blutrünstiger Wunschtraum ist das aus dem gleichen Jahrhundert stammende Buch Esther. Dort wird der Judenverfolger Haman durch eine jüdische Favoritin um seinen Einfluß am persischen Hof gebracht, und sein jüdischer Gegner Mardochai, ein Verwandter der Dame, erhält die Erlaubnis, einen ausgiebigen Antisemitenpogrom zu veranstalten. Er bringt nicht nur seinen persönlichen Feind und dessen zehn Söhne um, sondern gleich auch noch weitere 75 000 Judengegner (Ester 9, 16). Die Juden feiern heute noch das Purimfest zu Ehren dieses erfundenen Blutbades. Der Perserkönig, dem dessen Gestattung nachgerühmt wird, ist Xerxes, der Sieger von Thermopylae und Besieger von Salamis.

Das Volk, das sich in diesen Wunschträumen erholte, hatte unterdessen eine äußerlich jammervolle Existenz gefristet. Es konnte als

Nation weder leben noch sterben. Das, was heutzutage als wichtigstes Element völkischen Sonderlebens gilt, die *eigene Sprache*, ging ihm verloren. Zu Jesu Zeit sprach in Palästina niemand mehr hebräisch. Das Aramäische, die syrische Gemeinsprache, hatte die jüdische Nationalsprache überwunden, die nur noch im heiligen Schrifttum weiterlebte. Noch Jesaia hatte auf die Ausbreitung des Hebräischen in Aegypten gehofft (Jes. 19, 18)! Aber an anderm Kulturgut und an seiner Religion hielt das Volk mit eiserner Zähigkeit fest und geriet dadurch in schweren *Konflikt mit den syrischen Landesherren*. Die Despoten des Altertums und speziell die hellenistischen Diadochen waren im allgemeinen höchst tolerant in religiösen Dingen. Aber der Gegensatz zu den Spätjuden brach diese Toleranz. Man lese in den Makkabäerbüchern (1. Makk. 1, 12—16, und 2. Makk. 4, 10—14), wie die Juden Aergernd nahmen an griechischen Kulturrequisiten wie Spielhäusern und Kampfschulen, also Theatern und Gymnasien, und wie sie einzelne abtrünnige Volksgenossen verachteten, die sich sogar Vorhäute zogen. König Antiochus Epiphanes ließ schließlich «ein Gebot ausgehen durch sein ganzes Königreich, daß Alles nur *ein* Volk sein sollte, und sollten ein jegliches ihre Gesetze verlassen» (1. Makk. 1, 43). Da brach der mehr als drei Jahrzehnte dauernde heroische Judenaufstand unter den makkabäischen Volksführern aus, der die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts ausfüllte (175 bis etwa 140 v. Chr.). Die Makkabäerbücher erzählen die entsetzlichsten Martyrien, die gesetzestreue *Juden* zu jener Zeit erlitten haben, erzählen aber auch, wie der jüdische Glaubensheld Matthathias seinerseits die *gottlosen* und abtrünnigen Volksgenossen verfolgt, erschlägt und deren Kinder beschneiden läßt (1. Makk. 2, 44—47), und wie Judas Makkabäus «verbrannte, die sein Volk verwirrten» (1. Makk. 3, 5). Der Haß gegen die national unzuverlässigen Israeliten spricht viel heftiger aus den Makkabäerbüchern als der Grimm gegen die *heidnischen* Bedrücker.

Die kulturelle Abkapselung, durch die sich das bedrängte Judentum der nachexilischen Zeit vor den Folgen der politischen Unterjochung schützte, die Flucht in ein nationalistisches und rassistisches Hochgefühl, hatten gewirkt und sich in den Makkabäerkriegen endgültig bewährt. Der ewige Jude war geboren! Er ist kein zoologisches Rassenprodukt, wie die heutigen Jünger der Lehrer vom echten Blut meinen, sondern das Kind eines sieghaften Volksmythos und einer wunderbar vitalen Kultur. Der jüdische *Staat* ist untergegangen, wie jeder Staat an dem kritischen Knickpunkt zwischen Asien und Afrika untergehen mußte, wenn seine Volksmasse numerisch schwach war. Das ist die Tragik der Weltgeschichte. Aber *das Volk selbst* überstand diese schicksalhafte Tragik. Glücklich ist es nicht geworden. Aber ob

sein zähes Weiterleben schließlich *auch* als tragisch zu bezeichnen sein wird oder nicht, das weiß kein sterblicher Mensch.

Unser Gang durch das Alte Testament ist nun zu Ende. Es war ein flüchtiger Gang. Daß ich meine persönliche Stellung zu den Heilstatsachen des Alten Testaments nirgends berührt habe, wird man nicht vermißt haben. Das gehört nicht in eine solche völkerpsychologische Erörterung. Worauf es mir ankam, das war, an einem Beispiel, für dessen Beurteilung eine zeitlich ungewöhnlich umfangreiche und geistig ungewöhnlich tiefe Literatur zur Verfügung steht, nachzuweisen, wie die nationale Bedrängnis eine Volksseele umformen kann.

Soll ich sagen: «umformen muß»? So kühnes Generalisieren darf ich mir als vorsichtiger Historiker nicht gestatten. Aber ganz fern liegt die Versuchung dazu nicht für einen Beobachter, der in unserer eigenen Gegenwart an einem Falle, der chronologisch und ethnologisch von der jüdischen Vergangenheit himmelweit getrennt ist, ganz auffällige Parallelerscheinungen konstatieren kann. Ich habe bereits im Verlauf meiner bisherigen Darlegung da und dort kurze Hinweise auf *deutsch-jüdische Parallelen* nicht verheben können. Auch wo mir solche nicht entschlüpften, wird sich beim Leser der Gedanke eingestellt haben, daß der Gleichlauf altjüdischer und neudeutscher Psychologie manchmal erstaunlich ist. Wir Älteren haben noch das Zweite Reich der Deutschen erlebt, jene Hochperiode in der Geschichte unseres Nachbarvolkes, da sich unter einer starken, gegen die äußern Feinde siegreichen Monarchie ein ebenso starkes Nationalgefühl entwickelte, das aber nicht zum dünnelhaften Nationalismus ausartete. Kein Volk hat in fruchtbarem Austauschverkehr dankbarer und verständnisvoller fremdes Kulturgut aufgenommen als das deutsche der wilhelminischen Epoche. Sein glücklicher Zustand ließ es im eigenen Innern auch heftige Kritik, gerechte und ungerechte, ruhig aushalten. Dann brachte der unglückliche Kriegsausgang und die nationale Bedrängnis der Nachkriegsjahre zunächst einen Tiefpunkt des Nationalbewußtseins, der aber rasch überwunden wurde. Die deutsche Volksseele verstieg sich trotz oder wegen der fortduernden politischen und wirtschaftlichen Bedrängnis in ein nationalistisches Hochgebirge — oder Hochmutsgebirge — wie nie zuvor. Sie entwickelt eine Feindseligkeit gegen das Ausland und gegen den fremdrassigen Mitbürger im Inland, die man ihr in der «guten alten Zeit» nie zugetraut hätte. Wie bei den spätjüdischen Propheten muß die übrige Welt froh sein, wenn ihr nicht Vernichtung, sondern Erlösung durch die Deutschen angesagt wird nach dem Geibelschen Orakel:

«Und so wird am deutschen Wesen  
Einmal noch die Welt genesen!»

Wer die merkwürdige Verwandtschaft zwischen jüdischer und deutscher Seelenentwicklung konstatiert, wird auch den sogar in kirchlichen Kreisen Deutschlands auftauchenden Haß gegen das Alte Testament gar nicht sehr paradox finden. Man liebt das «Spieglein, Spieglein an der Wand» nicht, wenn es einem Ähnlichkeiten des eigenen Antlitzes mit dem eines tief verachteten andern Menschen deutlich macht. Außenstehende aber, die weder die Deutschen noch die Juden nach dem Schema «Gut und Böse» beurteilen oder verurteilen, mögen diese Ähnlichkeiten unbefangen feststellen und sich fragen, wie sie zu erklären sind. Man gebe sich zu diesem Zwecke aber nicht nur die Mühe, die Bibel und die in den Tageszeitungen mitgeteilten deutschen Führerworte zu lesen, sondern auch die *Bücher der nationalsozialistischen Propheten*, etwa von Alfred Rosenberg den «Mythus des zwanzigsten Jahrhunderts» und von Ernst Bergmann «Die Deutsche Nationalkirche» und «Deutschland, das Bildungsland der neuen Menschheit». Die Lektüre ist manchmal nicht nur interessant, sondern sogar amüsant. Man stößt gelegentlich auf geradezu schlagende Parallelen zum Alten Testament. In «Deutschland, das Bildungsland der neuen Menschheit», findet sich zum Beispiel ein Schlußkapitel «Vision», das nur ein deutscher Ezechiel geschrieben haben kann. Es schildert das künftige Nationalheiligtum, die Kathedrale von Heldenau, und versichert, «etwas Größeres, Schöneres und Gewaltigeres» gebe es auf der Welt nicht; die Peterskirche von Rom habe bequem darin Platz; zwanzig Seitenkapellen seien der deutschen «Irredenta» geweiht, je eine dem Elsaß, dem Südtirol, der Schweiz und so weiter. Wenn man diese herrliche Kirche sehe und dieses herrliche Volk, dann empfinde man die Wahrheit des heute so oft zitierten Wortes: «An Deutschland glauben, heißt an den aufgehenden Stern der Menschheit glauben» (S. 152). Es ist reine Geschmackssache, ob man Bergmanns deutsche Kathedrale von Heldenau schöner finden will oder den neuen Tempel, den Ezechiel in der Endpartie seiner Visionen mit allen Details schildert und von Gott bezeichnen läßt als «Ort meines Thrones und die Stätte meiner Fußsohlen, darinnen ich will ewiglich wohnen unter den Kindern Israel» (Ezechiel 43, 7).

Wer auch die negativen Wunschträume des bedrängten modernen Deutschtums kennenlernen will, der lese Oswald Spenglers «Untergang des Abendlandes» und «Jahre der Entscheidung», wo die ganze Kulturwelt strafweise vernichtet wird, weil es den Deutschen momentan schlecht geht, nach dem Vorbild der älteren jüdischen Prophetenreihe.

Warum denken aber die modernen Deutschen so ähnlich wie die alten Juden? Sie sind diesen ja nicht blutsverwandt. Oder doch? Hat der jüdische Blutzufluß während des 19. Jahrhunderts die deutsche

Oberschicht so sehr modifiziert, daß sich das psychisch geltend macht? Ich glaube doch nicht. So intensiv war die Rassenmischung nicht. Stärker mag die Parallelität durch die ausgiebige *Verwendung des Alten Testaments in der Jugenderziehung* beeinflußt worden sein. Dieses arbeitet in seiner Geschichtsdarstellung konstant nach dem Typus Schuld und Sühne; jedes nationale Unglück ist die Folge nationaler Sünde. Historisches Pech oder schlichte Tragik wie in der griechischen Dichtung gibt es in der althebräischen Literatur nicht oder nicht mehr, seitdem sie die deuteronomistische Ueberarbeitung erfahren hat. Auch der moderne *Deutsche*, der durch das Alte Testament erzogen ist, kann kein nationales Unglück konstatieren, ohne einem Sünder oder doch einem Sündenbock die Schuld zuzuschreiben. Kann man keinen Dolchstoß *nachweisen*, so konstruiert man einen.

Aber andere christliche Völker haben ja auch Zeiten nationaler Bedrängnis durchgemacht, und auch *ihre* Jugend ist am Alten Testament geistig gebildet worden, ohne solche psychische Wirkungen davonzutragen. Es muß also bei den Deutschen noch ein besonderes Moment mitspielen. Ich glaube, es ist ein historisches. Innerhalb des politischen Horizontes der Deutschen lagen bis zum Weltkrieg keine nationalen Niederlagen mit lange dauernden Folgen. Deutschland hat fürchterliche Kriegszeiten erlebt, die im lebendigen Volksbewußtsein fortwirken, insbesondere den dreißigjährigen Krieg und den siebenjährigen Krieg. Aber das waren in der Hauptsache *innerdeutsche* Auseinandersetzungen, die nicht den Stachel gesamtnationaler Katastrophen hinterließen, weil sie sich en famille abgespielt hatten. Eine einzige Ausnahme während der letzten Jahrhunderte bildeten die napoleonischen Siege über deutsche Heere. Aber zwischen Jena und Leipzig lag schließlich nur ein halbes Dutzend Jahre, und nach dieser kurzen Frist war das nationale Hochgefühl wieder glücklich repariert. Seit dem Weltkrieg aber sind jetzt mehr als *anderthalb Jahrzehnte* vergangen, ohne daß eine solche Reparatur möglich geworden wäre. Eine ganze Generation ist unter dem Druck einer außerhalb der bisherigen Volkserfahrung liegenden Kriegs- und Nachkriegsbedrängnis herangewachsen und wird nun obendrein noch von der Wirtschaftskrise bedrängt. Das erklärt schon eher, daß sich nun das *Bedürfnis nach Sündenböcken* zwingend geltend macht. Das Dritte Reich glaubt, sie gefunden zu haben, und behandelt sie demgemäß. Im vordersten Glied der Sündenböcke steht das Judentum. Es eignet sich hervorragend für diese Rolle, weil es auch rassenmäßige Instinkte gegen sich hat. Rassenhochmut und Rassenhaß ist bei den modernen Deutschen genau wie bei den nachexilischen Juden die natürliche Kompensation des durch die nationale Bedrängnis entstandenen Minderwertigkeitskomplexes. Gleiche Ursachen — gleiche Wirkungen!

Es geht dem Volk wie dem *einzelnen Menschen*: wem der individuelle Lebenserfolg versagt ist, flüchtet sich mit Vorteil in die Zone irgendwelchen Gemeinschaftshochmuts, sei es der Familie, des Staates oder der Rasse. Den kann einem kein Unglück, keine Krankheit, kein wirtschaftlicher Zerfall rauben. Mit dem Rassenhochmut eines *ganzen großen Volkes* ist es eine ernstere Sache. Wenn das Gefühl der Bedrängtheit, dessen psychische Folgeerscheinung er ist, allzulange dauert, kann es gehen, wie es bei den nachexilischen Juden gegangen ist: die rassistische Kraftmeierei, die keine wirkliche Kraft ist, kann dem betreffenden Volk einen Welthaß zuziehen, der verhängnisvoll wird. Verhängnisvoll für die hassenden wie für die verhaßten Völker! Schon darum wünsche ich von ganzer Seele, daß die Nachkriegsbedrägnis des deutschen Volkes ein baldiges Ende finden möge.